



Essay.

Überlegungen zum wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Nutzen meiner Dissertation.

Bewerbung um den GEWI-Preis 2021

von Evelyn Knappitsch

ZU BEGINN

Zu Beginn der 1950er Jahre erreichten zwei eiserne Zeitkapsel-Kassetten Bern. Spekulationen zum Inhalt der versiegelten Fracht hatten bereits über 20 Jahre lang Geschichtsforschende, VertreterInnen der tschechoslowakischen Regierung, das Präsidium der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die mitteleuropäische Presse und vereinzelt selbst nationalsozialistische Chargen beschäftigt; ihr notariell versperartes Geheimnis nährte Phantasien und generierte komplexe Ansprüche, die jedoch angesichts einer klaren Widmung der Behälter aufgegeben werden mussten. Kaiserin Elisabeth von Österreich (1837-1898) hatte sie als Schenkung dem Bundespräsidenten der Schweiz des Jahres 1950 zur Öffnung und postumen Veröffentlichung hinterlassen.

Die Zeitkapseln beherbergten eine große Sammlung an selbstverfassten Gedichten Elisabeths. In einem beigelegten Kuvert entdeckte die am 3. Juli 1951 zur Kassetten-Öffnung angetretene Schweizerische Bundesregierung 13 Briefe ohne Unterschrift. Ein junger Galizianer namens Alfred Gurniak Edler von Schreibendorf (1858-1934) hatte sie 1888 an die um zwei Jahrzehnte ältere Kaiserin geschickt. Die Briefe erzählten von einem indischen Märchen, stellten sich jedoch schon bald als Teil der Handlung heraus, von der sie nur zu berichten vorgaben und zogen die lesende Monarchin so selbst als Protagonistin in den Verlauf der Geschichte hinein. Elisabeth schrieb die Erzählung fort, antwortete ihrem jungen Verehrer in Versen und traf ihn an abgelegenen Orten Mitteleuropas.

Am Ende des Sommers 1888 verschloss sie das autofiktionale Material, das von einer grenzüberschreitenden Begegnung an der Schwelle zwischen Realität und Fiktion berichtet, in einer eisernen Kassette. In die Erzählung „Titania und Alfred“ verwoben, wurden jene

bislang unveröffentlichten Briefe Teil einer poetischen Sammlung, die Elisabeth 1950 zu Gunsten politischer Gegner von Dynastie und Monarchie publiziert wissen wollte – doch es kam anders. Die Schweizerische Bundesregierung entschied, dass die Briefe, die wohl von etwas „Romantischem“ zeugten, „anständigerweise“ nicht an die Öffentlichkeit zu gelangen haben.

AUSGANGSPUNKT

Ausgangspunkt meines Dissertationsprojekts war eine Fußnote. Der vor 70 Jahren in jenen beiden Tresor-Kassetten aufgefundene „Literarische Nachlass“ Kaiserin Elisabeths gilt heute als die bedeutsamste Quellesammlung zum Leben der Monarchin. Sie umfasst tausende Verszeilen der Kaiserin und wurde 1984 von Brigitte Hamann im Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften als „Poetisches Tagebuch“ der Kaiserin Elisabeth erstmals publiziert.

Bei der Lektüre des Anmerkungsapparats jenes Bandes der „Fontes Rerum Austriacarum“ stieß ich unvermutet auf eine Passage, die sich durch ihre Aggressivität klar vom übrigen Text abhob und durch ihre unverhohlene Spannungsgeladenheit meine Neugier weckte. In Anmerkung 11 des Einleitungstextes hielt die Herausgeberin fest, dass die Sammlung auch ein Kuvert mit etlichen Briefen umfasste, die die Kaiserin ergänzend zu den Gedichten ihrer umfangreichsten Erzählung postum ediert wissen wollte. Hamann würde allerdings von einem Abdruck der Briefe absehen, da sie nicht aus der „Feder der Kaiserin“ stammten, sondern nur „von einem wahrscheinlich geisteskranken“, „für die Geschichte völlig unbedeutenden“ „Fremden“ verfasst worden sein könnten.¹ Die wüste Verurteilung weit über die sonst üblichen Grenzen persönlicher Überführung durch HistorikerInnen hinaus, irritierte und lockte mich gleichermaßen auf die geschichtswissenschaftliche Spur des Bestandes, wie auf jene der vergessenen Briefe.

Hamanns Argumentation regte mich dazu an, den historiographischen Blick auf das Material zu verschieben und die editorial erzeugten Dichotomien und Grabenbrüche zu fokussieren. Ich begann damit die Kassetten nicht ausgehend von der Biographie der Kaiserin zu untersuchen, sondern wenn man so will, die „Biographie“ der Nachlasskassetten zu erforschen.

¹ Zitiert nach: Brigitte Hamann, Kaiserin Elisabeth. Das poetische Tagebuch, 5. Auflage, Wien 2003, S 16f. u. S 344f.

EIN METHODISCHES EXPERIMENT

Die Tatsache, dass es sich um die wichtigste Quellensammlung zum Leben Elisabeths handelte, stand ihrer bislang lückenhaften Erschließung diametral entgegen.

Auf der Suche nach Erklärungen für diesen Umstand drängte sich mir der Gedanke auf, dass das methodische Instrumentarium, welches bei Herrscherinnen-Biographien häufig zur Anwendung kommt, um Wissen zu destillieren und Ereignisse von Gerüchten zu trennen, nicht oder nur sehr begrenzt für autofiktionales Quellenmaterial, das Erlebnisse bewusst fiktiv rahmt und überformt, geeignet ist.

Um das Material dennoch als Historikerin angemessen bearbeiten zu können, beschloss ich mich auf ein methodisches Experiment einzulassen. Ich entschied die gezogenen Grenzen in der Erforschung des „Literarischen Nachlasses“ zu verschieben und das Quellenmaterial nicht mehr wie bislang dichotom nach „Fiktion“ und „Realität“, „Poesie“ und „Schund“ oder „Verpackung“ und „Inhalt“ zu ordnen, sondern all jene scheinbar widersprüchlichen Facetten des Zeitkapselprojekts, ihrer Überlieferung gemäß, als ineinander verwobene Einheiten zu untersuchen.

Die scheinbar „unsichere“ Erzählung der Quellen sensibilisierte mich von Anfang an für die anhaltende Reflexion der eigenen Textproduktion im Rahmen einer Dissertation, die zwar qua Gattung wissenschaftliche Autorität suggeriert, aber im Prozess ihrer Realisierung vielen Unsicherheiten ausgesetzt ist.

Fast automatisch ließ mich dabei die Arbeit am Übergang zwischen Fiktion und Ereignis, Haptik und Wörtern auch die Grenzen der wissenschaftlichen Darstellbarkeit eines solchen Unterfangens im Spannungsfeld zwischen Narration und Methodik hinterfragen. Erlaubt eine Forschungsarbeit einen Spannungsbogen? Wie könnte ein offenerer Umgang mit der unleugbar immer vorhandenen „wissenschaftlichen Erzählung“ aussehen?

Um nicht wieder einen dichotomen Bruch zu provozieren, entschied ich mich – in Abweichung zum etablierten Aufbau – der Dissertation kein eigenes „Theorie-Kapitel“ voranzustellen, sondern meine methodischen Bezüge an „Ort und Stelle“ als Teil der Quellenanalyse einfließen zu lassen.

VERLAUF

Frei nach Walter Benjamin hatte ich mich darauf eingelassen „Geschichte“ mit dem „Abfall der Geschichte“ zu schreiben, oder noch präziser, mit Ausschusswaren der Geschichtswissenschaft. Im Mittelpunkt meiner Untersuchung standen die bereits erwähnten, aus der Edition des „Poetischen Tagebuchs“ ausgesonderten Briefe Alfred Gurniaks.

Zentrale Quelle der Dissertation ist damit, oberflächlich betrachtet, ein Kunstmärchen, das einen realen Hintergrund suggeriert. Das Märchen ist Teil einer poetischen Sammlung, verwahrt in zwei Kassetten; die Kassetten wiederum erfuhren als unter Auflagen verspernte Zeitkapseln im Laufe ihrer wechsellvollen Reise, die sie durch das Zwischen- und Nachkriegseuropa führte, zahlreiche mythische Projektionen. Die Behälter fungierten dabei als materielle Barriere und Klammer zugleich, die den privaten Erinnerungsort der Kaiserin unvermutet in Beziehung zu kollektiven Erinnerungsräumen im „Post-Habsburg“-Mitteleuropa setzten.

Die Dissertation folgt der Spur der beiden Objekte auf ihrer „Reise durch verschiedene Welten“, greift Etappen ihrer Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte heraus und legt darin Fahrten ausgetragener Deutungskämpfe um Funktion und Inhalt der Kassetten frei – nicht ohne sich dabei selbst den Tücken eines wissenschaftlichen Paradoxons auszusetzen, denn Erzählung und Analyse umfassen in einem gewissen Ausmaß auch immer Beteiligung an jenen Interpretationsprozessen, die sie referieren, reflektieren und historisieren.

ZIEL

Ich betrachtete die Kassetten als Knotenpunkte in einem „diskursiven Gewebe“, die durch unzählige (Erzähl-)Fäden mit der Außenwelt verbunden schienen, welche es aufzuspüren galt.

Ziel meiner Forschungen war es behutsam die Umstände der Entstehung des Materials, die Wechselwirkungen zwischen autobiographischer und kollektiver Erinnerung, zwischen „Text“ und „Materie“, zwischen „Performance“, offensichtlicher „Fiktion“ und scheinbarer „Realität“ zu untersuchen.

GESELLSCHAFTLICHER NUTZEN

„Selbst wenn die Geschichte zu nichts anderem zu gebrauchen wäre, müsste man ihr zugute halten, dass sie unterhaltsam ist - oder, um es genauer zu sagen (denn schließlich sucht jeder nach der Unterhaltung, die ihm gefällt), dass sich viele Menschen dies unbestreitbar von ihr versprechen.“

Kaum ein Zitat umreißt so trefflich wie jene Stelle aus Marc Blochs „Apologie der Geschichtswissenschaft“ das Dilemma, das meine Arbeit an der Dissertation von Beginn weg begleitete.

Auch Blochs Fortsetzung des Gedankens kann ich zweifellos zustimmen:

„Ich persönlich habe sie, so weit ich mich zurückerinnern kann, stets als äußerst vergnüglich empfunden. Wie alle Historiker vermutlich. Warum hätten sie sonst diesen Beruf ergriffen? Wer kein ausgemachter Dummkopf ist, findet alle Wissenschaften interessant. Jeder Gelehrte findet aber wohl nur eine, deren Ausübung ihm auch Spaß macht. Sie zu entdecken und sich ihr zu widmen ist genau das, was man Berufung nennt.“²

Ist es möglich aus einer Dissertation, aufgebaut um den Nachlassbestand der Kaiserin Elisabeth, einen gesellschaftlichen Nutzen jenseits ihres Unterhaltungswerts zu ziehen? Für mich persönlich kann ich diese Frage mühelos bejahen.

Denn der Text legt komplexe Mechanismen, die bei der Erforschung von Zentralfiguren des „Kulturellen Gedächtnisses“ in Gang gesetzt werden, frei. Ohne die eigene Position auktorial zu verwischen, bringt die Arbeit Zwischentöne an den Grenzen von Fiktion und Realität an die Oberfläche, deren sichere Bewältigung auch den Alltag heutiger Gesellschaften bestimmt. Weiters vermag die Dissertation zu zeigen, wie mitunter eine kleine Verschiebung der Perspektive eine große Wirkung entfalten und neue Welten eröffnen kann.

² Marc Bloch, Apologie der Geschichtswissenschaft oder Der Beruf des Historikers, 3. Auflage, Stuttgart 2016, S. 8.